

dieser Betrachtung. Wenn aber nach einigen philosophischen Unterrichtsstunden die Gedichte nun mit tieferem Verständnis des Gehalts ihrer Gedanken erfasst werden, dann hat der philosophische Unterricht dem deutschen einen schätzenswerten Dienst erwiesen.

II.

Von Schiller her wird der Primaner zu Kant geführt. Die erste Frage wäre nun: wird es zum Verständnis der philosophischen Gedichte Schillers notwendig sein, den Schüler mit Kants Erkenntnislehre bekannt zu machen? Mit einigen Hauptpunkten zweifellos; denn Schillers Resignation als Vorstufe seines moralischen Idealismus ließe sich bloß aus der Persönlichkeit des Dichters nur unzureichend und unvollständig erklären. Mit allen Bestandteilen der Erkenntnistheorie sicher nicht — ganz abgesehen von der Schwierigkeit —, weil es nur einige Hauptgrundsätze daraus sind, die Schiller sich angeeignet hat. Man wird hier in knapper Skizze — ohne sich in das Labyrinth der Geschichte der Philosophie weit hineinlocken zu lassen —, hervorheben, wie es eine neue Tat war, nicht von der Natur des Seins, sondern von den notwendigen Grundlagen des Erkennens aus den Bereich menschlichen Wissens zu durchdringen. In allen ihren Teilen den Untersuchungen der Vernunftkritik nachzugehen, das würde weit über die Aufgabe und Möglichkeit der Schule hinausgehen und ist zu unserm Zweck auch gar nicht nötig.

Man wird vieles von Kants Begründung des Phänomenalismus, von der Lehre von Raum und Zeit und vom Ding an sich übergehen können, zumal diese Gedanken keinen Niederschlag in Schillers Dichtungen bewirkt haben. Ebenso wird man mit der ganzen Kategorientafel die Schüler verschonen können und mit Umgehung der Systematik nur die wichtigste der Kategorien, die *Kausalität*, als notwendige Form des Verstandes klarlegen müssen. Denn hier ist ein notwendiges Glied in der Gedankenreihe, Schiller als den Philosophen des Ideals zu erfassen. Die Idee ist bei Kant und Schiller ein für den bloß theoretischen Verstand Unerreichbares. Daß die Verstandesurteile ihren Geltungsbereich nie auf das Reich der Ideen ausdehnen können, gehört mit zu der

Bestimmung der Idee, und so wird man nicht ganz an der Frage vorübergehen können: worauf gründen sich denn unsre Verstandesurteile?

Wer aber weiß, wie Schiller sich die Ergebnisse der Kritik zu eigen gemacht hat, der wird sehr bald auf einen erschwerenden Umstand stoßen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß Schiller das Hauptresultat der Kritik der reinen Vernunft — Einschränkung des theoretischen Verstandesgebrauchs auf Dinge möglicher Erfahrung und mithin Unerreichbarkeit des Erkenntniszieles — ohne weiteres von Kant akzeptiert hat. Soll man dies, was so häufig in seinen Gedichten anklingt, nun den Schülern einfach als etwas Gegebenes vorsetzen, das sie eben hinnehmen müssen? Wäre das nicht Dogmatismus schlimmster Art! Das hieße Philosophie verfälschen. Sollen anderseits solche Worte wie

„Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.“

oder „Näher bin ich nicht dem Ziel . . .“

„Und das Dort ist niemals hier!“

nur als schöne poetische Redensarten angesehen werden, während sie doch tatsächlich Früchte tiefsten Studiums sind? Das hieße wiederum die Dichtung verfälschen.

Auf dem Gebiete der Erkenntnislehre ist Schiller rein rezeptiv, ja er streift in seiner Gedankenwelt nur einen Teil dieses Gebietes. Der Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung in so subtiler Weise nachzugehen, wie es Kant angeregt durch den Humeschen Zweifel tiefschürfend tat, das scheint ein fremder Tropfen in seinem Blute. Mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit reißt er uns mitten in Kant hinein; aber über das Zustandekommen der Voraussetzungen schweigt er ganz und gar. Hier muß der Lehrer als Interpret helfend und ergänzend eingreifen.

Wenn zur Erklärung Schillers die Erkenntnislehre Kants mit wenigen groben Strichen skizziert wird, so kommt leicht ein recht schiefes Bild dabei heraus. Man tut auch Kant Gewalt an, wenn man von ihm einiges wenige entnimmt, was man zur Erklärung Schillers brauchen kann, und dieses wenige kühn als „den Kern seiner Lehre, von Einseitigkeiten und Irrtümern befreit“¹¹⁾ ausgibt. Lieber sollte man gar nicht mit dem Anspruch, wirklich „kantische“ Erkenntnislehre darzubieten, auftreten.

¹¹⁾ Lange: Einl. u. Kommentar. S. 3.

Kant wollte philosophieren lehren, nicht Philosophie lehren¹²⁾. Diesen Trieb des Suchens sollen wir auch auf der Schule pflegen und nicht Systeme dozieren. Da aber Schiller sich gar nicht über das Erkenntnisproblem als solches ausspricht, sondern nur das Ergebnis desselben ungefähr im kantischen Sinne voraussetzt, so sind wir als Lehrer durchaus nicht verpflichtet, uns an die Form der Lösung des Problems, die Kant gibt, zu halten. Eine propädeutische Schulunterweisung, die fast nichts voraussetzen kann, wird, indem sie sich dem Verständnis der Schüler anzupassen sucht, nicht umhin können, manches unberührt zu lassen, was zwar zu einem Überblick über die kantische Philosophie als solche notwendig gehören würde, was aber nicht notwendig zur Anbahnung des philosophischen Verständnisses überhaupt gehört und am allerwenigsten zur Vertiefung in Schillers Gedankenwelt auf kantischer Grundlage. Immerhin wird man gut tun, hier etwas weiter auszuholen, als es wohl meistens geschehen ist.

Ich denke mir einen Weg, den der Unterricht nehmen kann, etwa nach folgender Skizze.

Der Vater aller Selbstbesinnung ist der Zweifel. Daß die sinnliche Wahrnehmung uns nicht das wahre Bild der Welt gibt, ist leicht einzusehen. Der Augenschein täuscht, das Auge nimmt seiner Organisation gemäß nur die Erscheinung wahr, und die Verstandesüberlegung deckt die Sinnestäuschung auf. Der Verstand befähigt uns — so nehmen wir fürs erste an —, den wahren Zusammenhang und auch die Ursache der Täuschung einzusehen. Beispiele aus der Physik und der mathematischen Geographie werden dies leicht anschaulich machen.

Dabei macht man jedoch schon immer eine gewisse Gesetzmäßigkeit des Geschehens zur Voraussetzung, und die allgemeinste Form dieses Gesetzes ist die notwendige Annahme, daß alles, was geschieht, eine Ursache hat, aus der es geschieht. Beispiele dafür strömen in Fülle aus allen Erfahrungswissenschaften von selbst zu. Ja man kann es wohl als das Charakteristische des modernen Betriebes vieler Schulwissenschaften bezeichnen, daß sie von der bloßen Beschreibung zur Erklärung fortgeschritten sind.

¹²⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 632. [Ich gebe die Seitenzahlen bei Kant nach den Reclam-Ausgaben an.] Dazu vgl. Schiller:

„Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht. Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.“

Und am Anfang der Prolegomena spricht Kant im Tone der Ironie von den Gelehrten, denen die Geschichte der Philosophie selbst ihre Philosophie ist.

Unter Schillers Dichtungen gewährt nächst den philosophischen Gedichten der Wallenstein die reichste Ausbeute an philosophischen Gedanken. Es ist auffallend, daß Schiller gerade im Wallenstein öfters von der kausalen Verknüpfung alles Geschehens spricht, auffallend und doch sehr natürlich. Ich meine nicht, weil die Vorarbeiten zum Wallenstein zeitlich auf die philosophischen Studien Schillers folgen. Innere Momente sprechen mit. Kausalität ist die Rehrseite der Freiheit, und der konsequenteste Realist unter Schillers dichterischen Gestalten weiß, wie es in der Welt der Tatsachen, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, aussieht. Er weiß es nicht nur, sondern er spricht es aus, indem er die Welt der Tatsachen einerseits verteidigen muß gegen die idealistische Weltanschauung (Max), anderseits gegen flache Alltagsnaturen (Illo und Terzky) ¹³⁾. „Es gibt keinen Zufall.“ Kein anderes Wort vermag so wie dieses Wort Wallensteins die erste Regung zum philosophischen Nachdenken in einem jungen Menschen zu erwecken.

Und doch kann man das Wort „zufällig“ gebrauchen, ohne dabei irgendwie gegen die Gültigkeit der Kausalität zu verstoßen; aber der es gebraucht, muß dann wissen, daß damit nicht die Negation einer Ursache, sondern das Fehlen eines erkennbaren Zwecks gemeint ist. So sagt an anderer Stelle Wallenstein selbst: „Es war ein böser Zufall“ ¹⁴⁾. Zufällig erscheint uns ein Umstand, den wir nicht mit in Rechnung gezogen haben.

In die Kette der Kausalität ist alles Geschehen eingeschlossen, und wo der Mensch keine Ursache sieht, setzt er sie notwendig voraus.

Naturgemäß wird die notwendige Bedingtheit des Geschehens bei Schiller vor allem in den Dichtungen berührt sein, die sich mit der Idee des Schicksals beschäftigen, so in der Braut von Messina.

„Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht, und alles ist Samen.“

Doch bleiben wir zunächst bei den einfachsten Fällen des Kausalzusammenhanges. Hier setzt der Humesche Zweifel ein, mit welchem Rechte wir überhaupt von dem Erkennen einer Ursache reden können. Wie vorher die Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmung, so wird jetzt die des Verstandesurteils dem prüfenden Zweifel unterzogen. Hume fordert die Vernunft auf, „ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denke, daß etwas

¹³⁾ Wallensteins Tod. Akt 2, Szene 2 und 3.

¹⁴⁾ Wallensteins Tod. Akt 1, Szene 3.

so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas anderes notwendig gesetzt werden müsse" ¹⁵⁾).

Es wäre kaum möglich und auch unter den gegebenen Verhältnissen kaum ersprießlich, auf Kants Nachweis der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori einzugehen. Es ist ein scharf umstrittenes Feld der Kantischen Philosophie, und außerdem würde eine Erörterung über die apriorische Gewißheit und Notwendigkeit der Kantischen Denkformen uns weitab von unserm Thema führen. Würde es aber für den Zweck der Schule, zum Nachdenken anzuregen — der Zweck, Schiller verstehen zu lehren, ist ja doch wieder Mittel zu jenem höheren Zweck —, nicht genügen, wenn man sich in diesem Punkte mit Hume begnügt? Es wäre kein schlechter Gewährsmann, auf den wir uns stützen und von dem Kant selbst stets mit den Ausdrücken größter Hochachtung sprach. Mag auch Kant mit seinem Ergebnis weit über Hume hinausgehen, in dem einen, worauf es für uns ankommt, ist er mit ihm einig: daß nur durch die Wechselwirkung von Anschauung und Denken Erkenntnis möglich ist, oder mit anderen Worten: daß nur durch die sinnliche Anschauung ein Gegenstand des Erkennens gegeben ist ¹⁶⁾).

Es ist Schiller nie eingefallen, das Kantische synthetische Urteil a priori zum Maßstab der Möglichkeit einer Metaphysik zu machen. War doch Kant auf diesen Weg der Untersuchung hauptsächlich durch sein Bemühen gekommen, das Ansehen der Mathematik als Wissenschaft vor dem Richterstuhle seines im Grunde genommenen streng rationalistisch gerichteten Denkens zu retten, ein Gedanke, der Schiller vollständig fern liegt. Es genügt zum Verständnis Schillers die Feststellung, daß unsre Verstandeserkenntnis auf das Empirische beschränkt bleibt, wie weit auch die überschwengliche Vernunft ihre Flügel ausspannen mag. Mag man mit Hume das Urteilen für eine durch „Gewohnheit“ erworbene immanente Funktion des Geistes, oder mit Kant die Kategorien für die apriorischen Formen des reinen Verstandes halten, in beiden Fällen wird man zu dem Ergebnis kommen, daß die Verstandestätigkeit nur in Anwendung auf das Mannigfaltige der Anschauung Erfahrungen ermöglicht. Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Unsrer

¹⁵⁾ Prolegomena. S. 31.

¹⁶⁾ Hume: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, deutsch von Raoul Richter. Philos. Bibl. Bd. 35. Lpz. 1907, wo man eine Menge treffender und klarer Schulbeispiele findet. Vgl. ferner S ö h r i n g: David Humes „Skeptizismus“, ein Weg zur Philosophie. Progr. Schöneberg 1907, S. 23.

Verstandesurteile beschränken sich darauf, die in der Sinnlichkeit gegebenen Vorstellungen zu deuten und in dem Mannigfaltigen der Erscheinungen durch Verknüpfung Einheiten herzustellen, um, wie Kant sagt, sie als Erfahrungen lesen zu können.

So scheint mir ein Umweg über Hume in der Tat ein Abföhrungsweg, den der Schulunterricht einschlagen kann und der an mancher steilen Bergwand vorbeiföhrt, die für unsre bescheidenen Verhältnisse als unersteiglich gilt. Jeder gebildete Kantianer wird hier manches vermissen, so vor allem was Kant unter sinnlicher Anschauung versteht, ferner die Bedeutung des a priori und die Unterscheidung zwischen Wahrnehmungsurteilen und Erfahrungsurteilen. Aber ich meine, wir können es für den Anfang missen, wir dürfen die Festung nicht gleich beim ersten Anlauf erstürmen wollen, wenn uns nicht der gerechte Vorwurf gemacht werden soll, daß wir über das Ziel hinausschießen. Systematisch-kantische Philosophie ist es freilich nicht, was dabei herauskommt, und soll auch vor Schülern um Himmels willen nicht als solche ausgegeben werden. Warum soll der Schüler nicht auch einmal ein Gefühl davon bekommen, daß da im Hintergrunde noch viele Dinge liegen, die seine Schulweisheit noch nicht zu ergründen berufen ist? — —

Wie Kant in den „Träumen eines Geistessehers“ seinen unbarmherzigen Spott ausgießt über die Träume der Metaphysik, so tut es auch Schiller häufig in seinen Gedichten, und mit dem Spott paart sich bei ihm die Resignation. Gedichte wie „der Metaphysiker“ und „menschliches Wissen“ können dem Verständnis der Schüler nahegebracht werden, auch wird man hier unbedenklich „die Größe der Welt“ einflechten, obgleich dieses Gedicht der Jugendzeit des Dichters angehört. Weniger zu empfehlen wäre „die Weltweisen“, denn die Spitzfindigkeiten der Logik, die darin verspottet werden, können dem Schüler ruhig unbekannt bleiben. „Kassandra“, die Reinik in diesem Zusammenhang erwähnt¹⁷⁾, würde ich von dieser philosophischen Gesellschaft ausschließen; denn für die Unerschaulichkeit der Wahrheit sprechen doch bei ihr zu viel andere Gesichtspunkte mit, die nicht in der Natur der Erkenntnis liegen. Ähnlich steht es mit dem „verschleierte Bild zu Sais“. Als Beitrag zur Erkenntnislehre kann es nicht angesehen werden, ihm kommt vielmehr philosophisch eine rein praktische Bedeutung zu.

¹⁷⁾ Reinik: Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnis zur Lehre Kants. Progr. Ratibor 1894.

Das schönste Gedicht, das von den Grenzen des menschlichen Erkennens handelt, ist „der Pilgrim“. Der Wahrheitsjucher, der vom Himmel die schönsten Sterne fordert und dem keine Näh' und keine Ferne die tiefbewegte Brust befriedigt! Da steht er schließlich stille wie am Strande des Meeres, des Undurchdringlichen, Unübersteiglichen, Unbegreiflichen. — Auch Kant wird über solchen Erwägungen zum Dichter. Ich erinnere nur an das schöne Gleichnis von dem Insellande der Erkenntnis umgeben von dem weiten und stürmischen Ozean der schwärmenden Spekulation mit seinen Nebelbänken und wegschmelzenden Eisbergen¹⁸⁾, ein Gleichnis, das an Bildkraft allen Schillerschen zu ähnlichem Zwecke erfundenen Gleichnissen überlegen ist.

Wie das Menschengemüt nicht darin Genüge findet, vom Bedingten immer wieder zum Bedingten fortzuschreiten und nie zum Unbedingten gelangen zu können, das spricht „der Pilgrim“ ergreifend aus:

„Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.“

Und was treibt ihm immerzu über Berge, Schlünde und wilde Ströme? „Ein mächtig Hoffen und ein dunkles Glaubenswort.“ „Eine nicht zu dämpfende Begierde, durchaus über die Grenze der Erfahrung hinaus irgendwo festen Fuß zu fassen“¹⁹⁾. Der Pilgrim bildet, wenn er auch des Mutes kühnen Flügel sinken läßt, den Übergang von den Gedichten der bloßen Resignation zu denen, die darüber hinausführen²⁰⁾. Es äußert sich die Idee der Wahrheit als treibende Kraft, suchend in rastloser Betätigung, wie ein im Bewußtsein des Menschen liegendes Gefühl seiner Bestimmung, doch schrankenlos in seinem Sehnen, unraftvoll an den Grenzen der Menschheit. Wieviel abgeklärter, ruhiger spricht Goethe denselben Gedanken aus:

„Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“

Woher der Ursprung dieses höheren Bedürfnisses, die Ursache dieser nicht zu dämpfenden Begierde? „Sie ahnet Gegenstände, die ein großes Interesse für sie bei sich führen. Sie tritt den Weg der bloßen Spekulation an, um sich ihnen zu nähern; aber diese

¹⁸⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 221.

¹⁹⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 604.

²⁰⁾ Inhaltlich, nicht zeitlich; denn der Pilgrim ist in der Harmonie von Schillers philof. Gedichten der herzbewegende Schlusssatz (aus dem Jahre 1803).

fliehen vor ihr. Vermutlich wird auf dem einzigen Wege, der ihr noch übrig ist, nämlich dem des praktischen Gebrauches, besseres Glück für sie zu hoffen sein." Geben diese Worte Kants nicht den Gedankeninhalt des Schillerschen Gedichtes „die Sehnsucht“ unübertrefflich wieder, besser als irgend ein Kommentar dazu imstande wäre?

Um weiter vorzudringen, muß erst klargestellt werden, was Schiller unter einer *Idee* versteht. Die Bestimmung ist vorerst eine negative: in der Erfahrung ist nirgend ein ihr Entsprechendes anzutreffen. Das merken wir schon überall „an der Schranken peinlichem Gefühl“, während wir mit der Idee die Vorstellung von etwas Vollkommenem verbinden. In dem, was unter Idee zu verstehen ist, befindet sich Schiller in der Hauptsache in Übereinstimmung mit Kant, und Kant geht in seiner Erklärung „von den Ideen überhaupt“ auf Plato zurück, indem er dem durch unbehutsamen Gebrauch schwankend gewordenen Begriff seine ursprünglich-eigentümliche Bedeutung zurückgibt. Ja Kant bittet ausdrücklich alle diejenigen, denen Philosophie am Herzen liegt, den Ausdruck Idee seiner ursprünglichen Bedeutung nach in Schutz zu nehmen²¹⁾. Durch Anlehnung an den griechischen Mythos steht Schiller in noch näherer Beziehung zu Plato, besonders was den Ursprung der Ideen betrifft. Darin ist Plato Dichter, und Kant ist ihm nicht darin gefolgt²²⁾. Leuchtenberger hat darauf hingewiesen, wie durch die poetische Darstellungsweise bei Plato nicht selten die Schärfe und Klarheit der Bestimmungen leidet²³⁾. Auch Schiller nimmt das Recht der dichterischen Freiheit für sich in Anspruch; und so wird man die mythologische Wendung in der 4. Strophe von „Ideal und Leben“ ihrem poetischen Gehalt nach mit Hinweis auf Plato und auf den ähnlichen Gedanken Schillers im „Eleusischen Fest“ erklären, jedoch diese Anschauung von dem verlorengegangenen Urbilde der Menschheit nicht als einen Bestandteil der Philosophie Schillers hinstellen. Allegorien dienen der poetischen Versinnlichung, in der Philosophie können sie leicht zu Eisbrücken werden. Wo Begriffe fehlen, stellt sich leicht als Notbehelf ein Gleichnis ein. Als Darstellungsmittel von höchstem Werte sind Allegorien wertlos als Beweismittel. Auch dies wäre im Unterricht nach-

²¹⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 278.

²²⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 275, Anm.

²³⁾ Leuchtenberger: Idee und Ideal, ein Stück philosophischer Propädeutik. Progr. Posen 1893, S. 8 f.

drücklich hervorzuheben, weil ja hier die Gefahr einer Verwechslung von Philosophie und Poesie so besonders nahe liegt. — Es ist kaum mehr nötig, darauf hinzuweisen, daß in der Bezeichnung „Dichterphilosoph“ deshalb durchaus keine Inkonsequenz liegt, wenn man nur den vorher angedeuteten Unterschied scharf im Auge behält.

Philosophisch läßt sich von dem Ursprung der Ideen nichts anderes sagen, als daß es eine Bewußtseinsatsache ist, daß der menschliche Geist nach Totalität strebt, ob er gleich in der Erfahrung nichts dem Kongruierendes anträte.

Idee ist die Verstandesvorstellung von etwas Vollkommenem. Kant findet es unerträglich, Vorstellungen der Sinnlichkeit Ideen zu nennen²⁴⁾. Ja im vulgären Sprachgebrauch wendet man Idee gar auf rein materielle Dinge an. „Aber, o göttlicher Plato, was ist da aus deiner Idee geworden!“ (Leuchtenberger.) Ideen sind etwas Immaterielles. Es wäre nun die Aufgabe des Unterrichts, was man unter einer Idee versteht, an einem im Gesichtskreis der Schüler liegenden Beispiel zu erläutern. Man wird im Gebiete des praktischen Lebens leicht Fälle aufweisen können, wo Handlungen sich weder aus Naturnotwendigkeit noch aus Verstandesüberlegung erklären lassen, sondern eben allein aus der Macht der Idee (z. B. Damons Freundestreue u. ähnliches). Denn die Wirksamkeit der Ideen ist im Praktischen so viel leichter darzutun als im Theoretischen. Ja selbst wenn sich für die Idee des Sittlichen gar kein Beispiel in der Erfahrung aufweisen ließe, so bliebe doch die bloße Geltung des sittlichen Gebotes ganz unabhängig und uneingeschränkt von seiner tatsächlichen Befolgung. — Aber nicht nur im Praktischen, auch im Theoretischen äußern Ideen eine Wirksamkeit. Als solche ist bei Schiller bereits die Idee der Wahrheit aufgetreten, und ihre Verwirklichung konnte in der Erfahrung nicht angetroffen werden. Die Idee ist etwas Unerreichbares, ein Ewiges, Unveränderliches.

Was aber verstehen wir unter einem Ideal? Ein Ideal nennen wir das, was der Idee entsprechen soll oder zu entsprechen scheint, oder was zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen mit dem Anspruch, ihr zu entsprechen, aufgetreten ist. Dies, glaube ich, ist die gewöhnliche Bedeutung, die man darunter versteht, und in diesem Sinne gebraucht auch Schiller das Wort Ideal. Kant faßt in dem Abschnitt „vom Ideal überhaupt“²⁵⁾ Ideal nur

²⁴⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 279.

²⁵⁾ Kritik der reinen Vernunft. S. 451 f.

im höchsten Sinne als das, was der Idee entspricht, und nennt, was ihr nicht völlig entspricht, uneigentliche Ideale. Bei Schiller finden wir jedoch, abweichend von Kant, das Wort in jenem weiteren, niederen Sinne verstanden. Jede Zeit, jedes Volk, ja im Grunde genommen jeder Mensch hat seine eigenen Ideale, und diese können sich wandeln.

„Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.“

Sie sind veränderlich, sie sind — wie Glück, Ruhm, Liebe, Erkenntnis (Schiller „die Ideale“) — Zielpunkte, die dem Streben des Menschen eine Richtung geben, aber verschieden in ihrer Dauerhaftigkeit und noch nicht absolute, höchste und letzte Ziele.

Das Ideal wird entweder nicht erreicht, es ist vielleicht ein unrealisierbares, vielleicht ein trügerisches gewesen, oder es wird erreicht, und dann steckt sich der Mensch sofort ein höheres, um dem nachzustreben, gerade so wie aus der Erfüllung eines Wunsches gleich ein neuer geboren wird. Die Aufstellung eines Ideals ist der Versuch der Annäherung des Individuums zur Idee. Es ist der ewige, immerwährende Kampf um die Verwirklichung der Idee. Das Gedicht „die Worte des Wahns“ stellt dar, wie verhängnisvoll die Enttäuschung ist, wenn der Mensch meint, die Außenwelt müßte der Idee entsprechen. Es wäre dies eine Verwechslung der im Menschengemüte lebenden idealen Strebenrichtung mit dem unmöglichen Zustande einer exträurten Weltvollkommenheit, eine Vertauschung von innen und außen. Die Idee des Guten und Wahren in der Welt verwirklicht sehen zu wollen, hieße Phantomen nachjagen. Das Ideal aber ist ein dem Menschen vorschwebendes Vorbild, das ihn dem Urbilde der Idee näher bringt, wenn er es auch nie völlig erreicht. — Danach würde den „Worten des Wahns“ derselbe Gedanke zugrunde liegen wie der, durch den „das Ideal und das Leben“ erst in die richtige Beleuchtung gesetzt wird:

„Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.“

Es wäre schon viel gewonnen, wenn den Schülern recht klar würde, daß Schillers Ideal gerade das Gegenteil bedeutet von einem schwärmerischen sich Hineinträumen in einen Zustand des Vollkommenen, sondern vielmehr ein wackeres Arbeiten und Ringen und Kämpfen, nicht sich beherrschen zu lassen von der

Mühseligkeit der Wirklichkeit und mutig wie Herakles den Widerwärtigkeiten ins Auge zu blicken und aufzublicken zu der uns als Leitstern vorschwebenden Idee. So sind die Ideen gleichsam Leitmotive für den im Wissen und im Handeln nach Vollendung strebenden Menschen und verhängnisvoll nur für den irrenden Phantasten, der das, was als ein *sursum corda* in seine Seele gepflanzt ist, außer sich in der Welt des Empirischen verwirklicht wähnt. Es ist doch nur ein anderer Ausdruck für dasselbe, wenn Kant sagt: Ideen dienen bloß zur Regel, als ein regulatives Prinzip, objektive Realität ist ihnen nicht beizumessen. Dieses Wort scharfer Grenzscheidung klingt auch in Schillers Wallenstein hinein. In Wallensteins berühmter Entgegnung auf die Warnungen des Max, in jenem Glaubensbekenntnis des Realisten „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort . . .“ hat der naiv empfindende Schüler gleich das Gefühl, daß Wallenstein im Unrecht ist. Warum aber? Wallenstein urteilt nur von *Tatsachen*, wo es sich um ein *Werturteil* handelt; von seinem Standpunkte aus kann er dem Ideal nicht gerecht werden.

„Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich.“

So sagt allein der rechnende Verstand. Man kann die Sterne nicht mit Händen greifen, sie bleiben uns auf ewig unerreichbar. Und doch leuchten sie dem Schiffer auf dunklem Meere voran. Unerreichbarkeit, und trotzdem Wirksamkeit!

III.

So gehen die Ideen als oberste Normen hinaus über das, was ist, und leiten hin zu dem, was sein *soil*. Dieses aber ist das Gebiet des *Praktischen*, und darin zeigen Ideen recht eigentlich ihre Wirksamkeit. Ja irgend eine Handlung, sofern sie die eines Vernunftwesens ist, ist überhaupt unmöglich ohne die Wirksamkeit einer Idee. Wie der Mensch teils Sinnenwesen, teils Vernunftwesen ist, so sind seine Handlungen aus Notwendigkeit und Freiheit zusammengesetzt. Schillers dramatische Gestalten veranschaulichen dieses, am deutlichsten Wallenstein, aber auch Don